...ertert
...sblatt.

...burg

...sagen
...nsache
...n unüber-
...Preisen
...n Risiko!

...burg.

...der:

...darf
...ach:

...m.b.H.

...ber

...295
...285

...Bier!

...preisen.

...n,
...ume

eigene Unruhe spiegelte. Dem Manne sank eine Zentnerlast vom Herzen, als er sie so unversehrt, frisch und schön strahlend vor sich sah.

„Ich?“ meinte er. „Mir fehlt natürlich gar nichts. Nur — warum hast Du nur so furchtbar geschrien, vorhin?“

„Geschrien?“ lächelte Violet. „Ich habe nicht den Mund aufgemacht all diese Zeit.“

„Aber ich habe ihn ganz deutlich gehört, diesen Schrei — und er kam aus diesem Raum“, sagte Berti hartnäckig, nun selbst halb und halb bereit, sich für das Opfer einer Sinnestäuschung anzusehen.

Im selben Augenblick kamen der Diener und das Mädchen, beide sehr mangelhaft bekleidet, die Treppe herauf gehastet.

„Ich dachte, der gnädigen Frau wäre etwas zugestoßen“, stammelte der Diener, und auch das Mädchen schluchzte hysterisch.

„Sie haben also auch den Schrei gehört?“ fragte Berti die beiden. Und wunderte sich gar nicht, als sie nickten und den Vorgang beschrieben, ganz so, wie er selbst ihn wahrgenommen hatte.

Violet, immer etwas draufgängerisch, erklärte nun rundheraus, da drei Menschen den Schrei gehört hätten, sie selbst aber der Angelegenheit völlig fern stehe, müsse man der Sache auf den Grund gehen und sofort das ganze Haus sorgfältig durchsuchen.

Violet, der die Geschichte wegen ihres mysteriösen Beigeschmacks eine Art Vergnügen bereitete, lehnte es ab, sich ordentlich anzuziehen. Schließlich war es eine laue Frühlingsnacht und nicht unbedingt nötig, den Bademantel mit einem Kleid zu vertauschen, zumal man doch bald schlafen gehen würde. Berti zog es immerhin vor, aus seinem Schreibtisch eine Pistole an sich zu nehmen.

Natürlich fand man nichts und niemanden. Obwohl man das Haus von oben bis unten gleichmäßig durchsuchte. Obwohl man, auf Violets Anregung, sogar den Garten der kleinen Villa in den Umkreis der Nachforschungen einbezog. Violet ging selbst mit hinaus, in ihren zierlichen, roten Pantöffelchen, eine elektrische Taschenlampe in der Hand. Aber die Frische des erwachenden Morgens jagte ihr ein paar leise Schauer über den Leib und trieb sie bald wieder hinein.

Am andern Morgen fühlte sich Violet nicht recht wohl. Sie klagte über Kopfschmerzen und beschloß, liegen zu bleiben. „Sicher hast Du Dich erkältet“, sagte Berti vorwurfsvoll. „Es war sehr unvorsichtig von Dir, halbnackt in den Garten zu gehen.“

Violet lächelte mühsam und gequält.

Berti verließ das Haus nicht.

Als er gegen Mittag leise und vorsichtig das Schlafzimmer betrat, lag Violet stöhnend im Bett. Sie hatte rote Flecken im Gesicht, und ein Griff nach ihrem Puls überzeugte den Mann, daß heftiges Fieber in ihren Adern tobte.

Er rief sofort seinen Hausarzt an. Unglücklicherweise mußte der gerade noch einige Krankenbesuche erledigen. Er kam eine Stunde später und machte sogleich ein sehr ernstes und besorgtes Gesicht. Verschrieb einiges und hetzte den Diener mit dem Rezept fort, packte Violets schönen Hals in einen eiskalten Umschlag, zählte ihren Puls, obgleich das eigentlich nicht mehr nötig war. Denn Violet wälzte sich schon unruhig auf ihrem Lager und stieß wilde, sinnlose, klagende Worte aus.

„Was ist's mit meiner Frau, Doktor?“ stöhnte Berti und hatte Mühe, nicht zu weinen.

Der Arzt zuckte nur mit den Schultern. „Man wird abwarten müssen“, sagte er ausweichend. „Ich komme am Abend wieder.“

Er kam wieder am Abend, untersuchte den Kehlkopf der Kranken und erblaßte. Befahl Berti dann, auf schnellstem Wege einen Kollegen herbeizuschaffen, dessen Name selbst den Laien bekannt war, es handelte sich um einen weit und breit berühmten Chirurgen.

Um Mitternacht saßen die beiden Männer am Bett der Kranken und unterhielten sich flüsternd, unter Benutzung vieler fremder, lateinischer Ausdrücke. Berti stand am Fußende des Bettes, und seine Augen — die eines treuen, guten Hundes — irrten verzweifelt und bettelnd zwischen dem auch jetzt noch schönen Antlitz Violets und den beiden undurchdringlichen, maskenhaften Gesichtern der Aerzte hin und her.

Es schien, als ob der Hausarzt den anderen, die Koryphäe, überreden wollte, irgend etwas zu tun. Der aber schüttelte nur mit einem hoffnungslosen Ausdruck den Kopf. „Das Herz übersteht's nicht — bei solchem Fieber“, das war alles, was Berti verstand. Der Kasten mit all den blitzenden, feinen, scharfen Instrumenten und Messern war überhaupt nicht ausgepackt worden.

Man packte schließlich den ganzen Oberkörper Violets in Eis, vielleicht um auf diese Art das Fieber gewaltsam zurück zu drängen. Berti hatte ganz deutlich das Empfinden, daß Violet vergeblich um Atem ringe, daß sie im Begriff sei, zu ersticken. Irgend etwas zwang ihn, nach der Uhr zu sehen — es war in wenigen Minuten drei Uhr nachts.

Plötzlich sank er in die Knie, bohrte den Kopf in die Bettdecke, preßte aufschluchzend die Arme um Violets Körper. Die Aerzte wehrten ihm nicht. Die Kranke verdrehte auf eine furchtbare Art die Augen. Es war, als wollte sie brüllen, um Hilfe rufen. Aber kein Laut kam über ihre trockenen, spröden Lippen.

Wenige Sekunden später war alles vorbei. Sie starb genau vierundzwanzig Stunden, nachdem Berti in seinem Arbeitszimmer den geheimnisvollen Schrei gehört hatte.

Federmann hört Witze.

Von Hans Riebau.

Federmann ist beim Friseur. — „Wünschen der Herr unterhalten zu werden?“ fragt der Meister.

„Meinetwegen“, sagt Federmann. „Wenn Sie ein paar gute Witze wissen —“

„Aber sicher“, lächelt der Meister. „Haben Sie z. B. die Anzeige von der Haarwasserfirma Kimenol gelesen?“

Federmann schüttelt den Kopf.

„Die Anzeige lautet so“, fährt der Friseur fort. „Wir bitten darauf zu achten, daß nur Flaschen von unseren Herren Vertretern gekauft werden, die auf dem Bauch unsere rotgrüne Schutzmarke tragen.“

Federmann schweigt.

„Ist doch sehr gut?“ meckert der Friseur.

Federmann denkt nach. „Ja, aber —“ sagt er. „Ich finde es komisch, daß die Vertreter die Schutzmarke gerade auf dem Bauch tragen müssen.“

Jetzt schweigt der Friseur. Dann aber rafft er sich auf. „Kennen Sie die Sache mit Eva Mia, unserer Primadonna?“

Federmann schüttelt den Kopf.

„Neulich waren zwei Herren hier“, erzählt der Meister. „Der eine kannte die Eva Mia. ‚Eine fabelhafte Frau‘, sagte er. ‚Jeder Dame, die nicht einen ganz tadellosen Ruf hat, verschließt sie ihre Tür.‘ Der zweite Herr denkt ein bißchen nach. ‚Ja, aber‘, sagt er dann, ‚wie kommt sie dann in ihre Wohnung?‘“

Federmann überlegt.

„Sehr gut, nicht wahr?“ lacht der Meister. „Das ist doch noch ein Witz!“

„Wieso?“ fragt Federmann. „Wieso ist das ein Witz? Angenommen, die Dame hätte wirklich den Hausschlüssel vergessen, dann brauchte sie doch nur zum nächsten Schlosser zu gehen — — —“

Der Friseur stößt einen dumpfen Ton aus, rasiert wortlos weiter.

„Sie wollten mir doch Witze erzählen“, knurrt Federmann.

„Ja, also“, seufzt der Friseur, „etwas ganz Einfaches. Die Amme kommt zur Dame des Hauses und verlangt Gehaltsaufbesserung. ‚Wieso?‘ fragt die Hausfrau. ‚Wir haben noch einen festen Lohn vereinbart.‘ — ‚Das wohl‘, sagt die Amme. ‚Aber die Milch ist seit Montag wieder um drei Pfennige teurer geworden.‘“

Federmann guckt in den Spiegel. „Blödsinn“, sagt er. „Ich weiß es zufällig ganz genau: Die Milch ist seit Montag um einen Pfennig billiger geworden.“

Der Meister läßt das Rasiermesser fallen. Langsam bückt er sich. Langsam hebt er das Messer wieder auf. „Kennen Sie die Geschichte“, flüstert er dann, „kennen Sie die Geschichte von dem Friseur, der seinem Gast die Kehle durchgeschnitten hat?“

„Nein“, sagt Federmann.

„Dann kommen Sie doch bitte“, flüstert der Meister weiter, und seine Augen blicken starr, „dann kommen Sie doch bitte nur noch ein einziges Mal in mein Geschäft. Sie werden die Geschichte dann ganz genau kennen lernen.“

„Haha!“ lacht Federmann. „Hahahaha! Das war wirklich mal ein guter Witz. Haben Sie nicht mehr von der Sorte?“

„Aber gewiß“, sagt der Friseur, nimmt den schweren, eisernen Schirmständer in beide Hände und geht zur Selbsthilfe über.

Warburger Warte

Gratisbeilage zum Warburger Kreisblatt

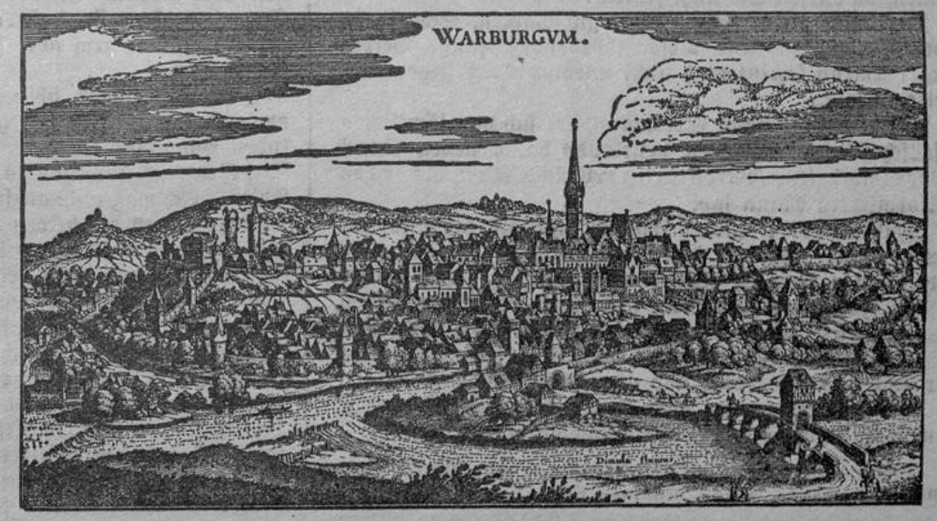
Erscheint wöchentlich zweimal

Geeignete Beiträge willkommen

Nachdruck der Originalbeiträge verboten

Schriftleiter Paul Quick, Warburg

Druck und Verlag des Warburger Kreisblattes



Nr. 71 | **6. September 1930** | **5. Jahrgang**

Die Gouvernante

ROMAN VON ERIKA FORST

Cogyright by Martin Feuchtwanger, Halle (Saale)

(10. Fortsetzung)

Gahlen schüttelte betrübt den Kopf. Der Leichtsinn der Prinzessin entsetzte ihn.

„Jedenfalls — was gedenken Durchlaucht...“

„Erbarmen Sie sich, Graf Gahlen, reden Sie zu mir, wie ich hier heiße! Also Ihr Ehrenwort, daß Sie mich nicht verraten!? Ich verschwinde sonst noch diese Nacht — und wer weiß, was mir dann alles passieren kann. In kurzer Zeit, vielleicht schon in wenigen Tagen, werde ich meinem Großvater Nachricht zukommen lassen. Hört aber jemand vorher, wo ich bin, dann — ich schwöre es bei allem, was mir heilig ist — sieht mich sobald niemand von den Meinen wieder. Und ich denke, ich habe bewiesen, daß ich vor nichts zurückschrecke.“

„Sie bringen mich in einen schweren Gewissenskonflikt“, sagte der Graf. Im Herzen aber dachte er höchst unhöflich: Wie schade, daß Rang, Stand, Alter und Geschlecht dieses reizende Wesen verhindern, das zu empfangen, was ihm am nötigsten wäre — ein paar gute, kräftige Hiebe mit der Reitpeitsche.

„Ihr Ehrenwort“, unterbrach sie diese Gedanken, „daß Sie schweigen?!“

„Für eine kurze Zeit noch. Ende der Woche kehre ich nach Bonn zurück; dann ist mein erster Gang zum Prinzen.“

„Bis dahin werde ich selbst schon geschrieben haben“, sagte Ysod, mehr um ihn in Sicherheit zu wiegen, als in ernster Absicht.

„Aber gehen Sie — wir plaudern schon viel zu lange! Ich gehe in die Ställe. Ysod — ja, denken Sie, die Stute heißt auch so — wird schon Heimweh nach mir haben.“

Sie reichte ihm sehr hoheitsvoll — ganz Durchlaucht — die Fingerspitzen und, während er fortging, setzte sie sich nochmals auf die Bank. Es schien ihr doch besser, hier noch zu warten, um unliebsame Ueberraschungen zu vermeiden.

Die Damen und Herren der Gesellschaft hatten sich inzwischen in den Park begeben, und Gahlen traf alsbald eine angeregt scherzende Gruppe, zu der, außer Mechthild, Inge von Zitzewitz und ein paar junge Mädchen aus der Umgebung, Herr von Plötz, die beiden Barone Berenberg und Zieten gehörten. Gahlen schloß sich ihnen an und ging mit ihnen den Weg zurück, den er gekommen. Martha-Ysod hörte wohl die Stimmen; aber sie glaubte nicht, daß die Promenierenden zu der alten, verborgen liegenden Linde kommen würden.

Doch schon bogen sie um die Ecke, und alle miteinander waren überrascht, ein so reizvolles Bild vor sich zu sehen, wie es die elegante, junge Dame unter dem frischen, grün prangenden Baum, durch dessen Laubwerk die sinkende Sonne warme Lichter über sie ergoß, unbewußt bot.

In Mechthild quoll heller Aerger auf. Was brauchte diese aufgedonnerte Person einem überall in den Weg zu laufen? Ein häßlicher und dummer Gedanke stieg in ihr auf.

„Ach, Fräulein, gut, daß ich endlich auf jemanden stoße“, sagte sie im Ton hochmütigster Selbstverständlichkeit. Die anderen Leute sind alle im Hause beschäftigt. Gehen Sie und holen Sie mir einen Hut, aber schnell! Ich möchte nicht warten!“

Einen Augenblick stutzte Martha-Ysod. Ihr roter Mund verzog sich zu einem Ausdruck verächtlicher Abwehr. Da traf ihr Blick auf Gahlen, dessen Antlitz von unverhohlener Schadenfreude geradezu strahlte. Ihre gute Laune siegte. Ein helles, herzliches, in den reinsten Akkorden jubelndes Lachen sprang über ihre Lippen und riß die anderen mit hin. Es konnte nicht verheimlicht werden — die Gräfin Stach und ihr anmaßendes Wesen wurden gründlich ausgelacht.

„Sie verstehen so reizend zu scherzen“, sagte das Prinzeßchen nun, zu Mechthild gewandt. „Humor ist doch etwas Herrliches.“

Baron Ernst-August, seiner Kusine einen vernichtenden Blick zuwerfend, trat an Martha-Isod heran.

„Sie haben recht, gnädiges Fräulein, Humor ist herrlich. Ich hoffe, Sie verschönen uns mit dem Ihren, der so köstlich ist, unseren Spaziergang. Zumal wir in die Ställe vollen, da dürfen Sie nicht fehlen."

Verfluchte kleine Hexe, überlegte Gahlen, Schneid in jeder Beziehung. Und dieser würdevolle, junge Berenberger Baron scheint auch nicht unempfindlich gegen ihre Reize zu sein.

Auf dem Hofe stand Weismann, der sich von sämtlichen gesellschaftlichen Pflichten beurlaubt hatte, neben einem Telegrammboten. Baron Heinz erbleichte leicht, als er den uniformierten Mann sah.

„Für mich?" fragte er sogleich, und als der alte Inspektor nickte, nahm er das Papier und riß es auf. Ein Zug leichten Aergers glitt über sein Gesicht; dann knüllte er das Formular zusammen und steckte es in die Tasche.

„Was ist?" fragte Ernst-August, aufmerksam geworden.

„Ach, nichts! Ich hatte ganz vergessen ... ein Bekannter, der mich besuchen wollte und nun abtelegraphiert."

In dem Telegramm aber hatte gestanden: „Dienstag, fünf Uhr, letzter Termin. Der Fuchsmajor."

Dieser erste Pfingsttag auf Berenberg war junger Liebe günstig gewesen. Hans Vollmer hatte das Glück gehabt, seine heimlich angebetete Edith zu Tisch führen zu dürfen, und da außer ihm nur ein paar blutjunge Kadetten die Damen unter siebzehn Jahren unterhielten, konnte er sich dem schönen Gefühl hingeben, der Löwe in der Gesellschaft der Backfische gewesen zu sein.

Er hatte ihnen verraten, daß er zu der Wandervogelgruppe seines Gymnasiums gehört, und daß er von den Fahrten im Mondschein mit der Klampfe geschwärmt habe, und schließlich hatte man sich verabredet, gleich heute abend im Park zusammenzukommen und den Gesängen des „Zupfgeigenhansels" zu lauschen. Schade, daß die anderen fort mußten. Nun, die Berenberger Mädels waren überzeugt, daß sie sich allein auch amüsieren würden.

Die Eltern zu fragen, unterließ man besser, um sich nicht einer Gefahr auszusetzen, daß der schöne Plan vereitelt werden konnte.

Ja, auch Fräulein Meier sollte lieber nichts davon erfahren. So sicher war man doch nicht, ob sie die Sache billigen würde. In aller Heimlichkeit hatten die drei Backfische, nachdem sie „Gute Nacht!" gesagt, das Schloß verlassen und ihren jungen Kavalier getroffen. Die Klänge der „Königskinder" und des „Verlassenen Mägdeleins" hatten die verschwiegenen Winkel des Parks erfüllt und, nachdem das Lied von dem „Reif in der Frühlingsnacht" sie nachdenklich gestimmt, war man mit dem himmlischen Gefühl, ein Abenteuer erlebt zu haben und sehr selbständig gewesen zu sein, sowie erleichtert, daß alles gut gegangen, ins Haus zurückgekehrt. Edelgard war rekognoszierend vorangeschritten und hatte leise die Tür, die in den schmalen Gang mündete, der im rechten Hausflügel, an den Zimmern der Eltern vorbei, zum ersten Stock emporführte — vorsichtshalber hatte man den Schlüssel mitgenommen —, öffnen wollen.

Obwohl sie genau wußte, daß sie abgeschlossen hatte, ehe sie in den Park gegangen, fand sie die Tür nun offen stehen und, da sie fürchtete, überrascht zu werden, winkte sie den beiden anderen, schleunigst zu kommen. Im selben Augenblick schrie sie laut auf. Aus der halb offenen Tür hinter ihr stürzte eine Gestalt in dunklem Mantel, stieß sie unsanft zur Seite und lief mit langen, lautlosen Schritten auf das Neptunbassin zu, in dem ... hinter dem — wer konnte es sagen? — sie zu verschwinden schien.

In atemloser Angst verharrten die drei Sünderinnen. Hatte man sie gehört? Aber nichts regte sich — und auf leisen Sohlen schlich man hinein, die Treppe hinauf, in das Zimmer Ediths, das am nächsten lag und am ungestörtesten war, da es an kein Schlafzimmer, sondern an die Schulstube grenzte.

Aufgeregt beriet man, wer der geheimnisvolle Gast hätte sein können. Ein Dieb? Ausgeschlossen in Berenberg! Ein Verehrer eines der Dienstmädchen? Die schliefen im Gesindehaus. Und nach der alten Marie, der fünfzigjährigen Schaffnerin, würde kein Bursche Sehnsucht fühlen.

Ganz flüchtig dachten alle drei an die schöne Erzieherin; aber keine sprach es vor der anderen aus, und jede schämte sich ihres Gedankens. Mit dem untrüglichen Instinkt der Jugend wußten sie, daß diese zwar zu allen lustigen und kecken Unternehmen, aber für keinen schlechten Streich zu haben war.

„Wir schweigen", schlug Vera vor, „es geht uns nichts an, und wir werden nur gescholten wegen unseres nächtlichen Vagabundierens."

„Wenn ich nur nicht so gräßliche Angst hätte", gestand Edith. „Ich mag nicht allein auf meinem Zimmer bleiben!"

Also holten die beiden anderen ihre Decken und Kissen herüber, und man blieb, leise flüsternd, beieinander, bis die Morgensonne ihre ersten Strahlen schickte und allen Spuk und Zauber zerstreute. Da gingen auch Vera und Edelgard auf ihre Schlafstuben, und es war schon fast Mittag, ehe sie zum Vorschein kamen.

Mechthild dagegen war früh aufgewesen und, einer Verabredung gemäß, zum Ritt fertig. Sie, Ernst-August, Harlessen und Martha-Isod trafen sich im Stall, die letztere bei ihrem Eintreten von ihrer Namensschwester mit freudigem Wiehern begrüßt.

Nolte, der Stallknecht, hatte, außer Isod und Rabe, den braunen Wode und Fix, ein prachtvolles Halbblut, gesattelt und Martha-Isod, die wohl wußte, daß Fix, von ästhetischem Standpunkt betrachtet, das schönere Tier war, hoffte, daß Mechthild sich entschließen würde, es zu reiten.

Während Mechthild mit den beiden Herren — man wartete noch auf Plötz — einen kleinen Morgenflirt unterhielt, standen die beiden Isods einträchtiglich beisammen, und während das Pferd seinen feinen, schmalen Kopf zärtlich an der Schulter seiner Reiterin rieb, flüsterte diese ihm ins Ohr:

„Wenn ich fortgehe, kommst du mit, gelt, Isod? Wir gehören zusammen!"

Isod wieherte so hell auf, als ob sie die Worte verstände, so daß Mechthild hinüberrief:

„Machen Sie mir das Pferd nicht scheu; ich will es heute reiten!"

„Ich mache keine Pferde scheu!" kam es prompt in unartigem Ton zurück.

Berenberg und Harlessen sahen sich an, halb amüsiert, halb peinlich berührt — und Ernst-August benutzte die Gelegenheit, seine Kusine zu bitten:

„Mechthild, sprich in anderer Weise mit Fräulein Meier! Dieser Ton ist deiner nicht würdig!"

„Sicher", unterbrach ihn Mechthild, „ich soll schuld haben. Erzieht eure Dienstboten besser, daß man sie nicht dauernd in ihre Schranken zu weisen braucht."

„Erzieherinnen sind doch kaum Dienstboten, Mechthild."

„Alles, was bezahlte Dienste leistet, ist Dienstbote", entschied die Komtesse taktlos, ohne zu beachten oder auch nur zu merken, wie Harlessen errötete.

„Sieh da, endlich kommt Plötz!" fuhr sie achtlos fort.

Man begrüßte sich, und Mechthild trat neben Isod mit der Miene der Selbstverständlichkeit.

„Wenn Sie Isod wirklich reiten wollen, muß erst umgesattelt werden."

Martha-Isod spielte ihren letzten Trumpf aus: „Ich reite im Herrensitz!"

„Welch eine Dummheit von Nolte, das nicht zu bedenken", schalt Mechthild, „aber deshalb verzichte ich noch lange nicht."

Die Umsattlung geschah.

„Bedenken Sie bitte, Komteß", bat Martha-Isod mit ganz sanftem Stimmchen — ging es doch um ihren Liebling, „daß Isod sehr weichmäulig ist; auch kennt sie die Gerte nicht. Vielleicht lassen Sie die ganz aus der Hand; schon ihr Anblick könnte das Tier stören. Es wird auch möglicherweise gegen die einseitige Belastung durch den Damensattel opponieren. Bitte, bitte, Komteß, seien Sie ganz mild und geduldig mit ihr!"

(Fortsetzung folgt)

Im Luftexpreß von München nach Bozen.

Märchenflug über die Alpen. Von Franz Huber.

Ueber München wölbt sich blauer Himmel, nur ab und zu schwimmt eine einzelne hellschimmernde Wolke darunter hin. Die Junkersmaschine steht auf dem Rasen bereit. In zehn Minuten wird sie uns in die Lüfte entführen, dem großartigen Erlebnis eines Fluges über die Kette der Alpen entgegen. Wir lernen durch den Flugleiter kurz unsere wackeren Piloten Zywina und Eichkorn kennen. Schon knattert der Propeller, die 360 PS unseres Flugzeuges fangen an zu toben, ein kurzer Anlauf, schnell haben wir uns auf tausend Meter erhoben. Nun fliegen wir der blauen Ferne entgegen. Bald blinkt zur Rechten der Starnberger See.

Aber voraus das Wunder: da schält sich aus dem glastigen Dunst der gewaltige Riegel der Alpen langsam heraus, immer schärfer werden die Konturen, immer näher rückt die Wand, und es ist kaum eine Viertelstunde vergangen, als wir schon mitten über den unbeweglichen, tiefgrünen Spiegel des Walchensees hinweg hineintauchen in die Märchenwelt von Eis und Schnee.

Nun weiß man nicht, wohin man zuerst seine Augen wenden soll. Wir sind jetzt auf beinahe zweitausend Meter hinaufgegangen, überqueren Mittenwald, tauchen am Massiv des Karwendel vorbei, sehen im Gewirr von herniederschießenden Geröllzungen, von schwarz starrenden Wäldern und schwindelnden Pfaden, die wir so oft gegangen, die Mauern und Zacken, alle vom weißen Schneemantel überdeckt, silbern leuchtend, ein Bild von überwältigender, fast überirdischer Größe. Des Schauens gibt es kein Ende. Das zerrissene Bett der Isar überqueren wir schnell, wieder geht es hinein in ein tiefzerklüftetes Tal, überall ringsum die Zauberwelt der Berge; weit drüben zur rechten steht stolz die Zugspitze, ohne die übliche Wolkenfahne, blinkend und glitzernd in der Sonne. Man sollte nicht versuchen, dem armen Erdenbürger, so dünkt es uns, der da drunten an dieser oder jener Wand keuchend Meter um Meter hinauf strebt zur seligen Gipfelfreude, zu beschreiben, was wir dort oben frei dahinrasend zwischen Himmel und Erde erleben dürfen. Der Motor dröhnt, die Böen wirbeln herauf aus den tiefgrünen Taleinschnitten, die Maschine wippt, senkt sich ein wenig, wird von der nächsten Welle sanft empor gehoben — und immer geht es weiter in das Herz der Alpen hinein. Da fliegen wir nun, zweitausendzweihundert Meter hoch, ohne alle Sorge, nur von dem einen Verlangen getrieben, von der Herrlichkeit um uns aufzunehmen, was die Wimper faßt. Kaum ist's glaubhaft, kaum wirklichkeitsnah, sähen wir nicht vor uns die beiden Piloten, die ruhig und sicher ihre Steuer halten, in dem Wechsel von Tal und Höhe die Auf- und Abwinde parieren und doch noch Zeit übrig haben, um uns bisweilen durch die Scheibe des kleinen Guckfensters freundlich zuzunicken. Immer noch ist die Sonne da, immer noch ziehen die eisstarren Gipfel an uns vorüber, kommen nahe an die Maschine heran, gleiten wieder zurück, einmal in gleicher Höhe mit uns, einmal darüber, einmal unter uns. Zwischenhindurch kommen Wolkenbänke, stehen steil im grellen Sonnenlicht über den Wänden, hängen herein in die breiten Sättel, flattern auf wie weiße Möven und stieben im Föhn über das Meer der Zacken und Grate.

Plötzlich ist alles wie ausgelöscht, schwindelnd tut sich ein tiefes Tal vor uns auf, in das wir mit abgedrosseltem Motor hineinfallen, ein paar Kehren noch, der Inn blinkt auf, links in steiler Wand die Mittenwaldbahn, voraus ein Häusermeer: Innsbruck!

Der Flugplatz liegt wie ein Paradies, rings von den Bergriesen umgeben. Darauf steht unser Junkers, der Martinswand zugekehrt, und ihr Metall glitzert im Sonnenlicht. Die Oesterreicher machen nicht viel Schwierigkeiten. Der Paß wird flüchtig angesehen, schnell eine Zigarette geraucht am Gartenbänkchen vor dem Flugzeugschuppen. Zywina kommt, prüft das Wetter, den Himmel über dem Sattel, in den wir hineinkurven sollen, und schon schweben wir wieder über der pfeilgeraden Maria Theresiastraße dahin aufs neue in die Herrlichkeit der lenzumfangenen Berge hinein. Nun sind wir im Stubaital, die Gipfel der Stubaier und weiter drüben die Oetztaler sind wolkenverhangen, Nebel kommen herauf, grau und schwarz kocht es aus den Tälern, keine Sonne mehr, da und dort tauchen ein paar Türme auf, drohend, nebelrauchend, um schnell wieder zugedeckt zu werden, es braust und wallt um das Flugzeug herum, die Wolken hatzen an den Fenstern vorbei, zerreißen in hundert Fetzen am nächsten Grat, finden sich wieder zusammen und jagen weiter.

Wir sind aus unserer stolzen Höhe herabgestiegen, winden uns durch die Täler, brausen über abgrundferne Schluchten hinweg, vom Föhn gepackt, der an den Tragflächen rüttelt, als ob er uns in Stücke zermalmen wollte. Die Piloten sind angestrengt mit der Beobachtung des Wetters beschäftigt, geben sich gegenseitig Zeichen, wenden nach rechts, kurven nach links, um dem schwarzen Gebräu auszuweichen, hüpfen über ein Hochplateau, um wieder hinabzutauchen ins Tal, wo die grünen Matten bis an die Geröllzone heraufkriechen und die kleinen Hütten wie Schwalbennester am Hang kleben.

Da unten ist der Brennersee. Wie eine Pfütze sieht er aus. Wir haben die italienische Grenze erreicht, lachen der Zollschikanen und Paßkontrollen, schweben über die grünweißrote Fahne hinweg übers Becken der schäumenden Eisack, deren Brodeln und Stürzen von dieser Höhe nur wie durch einen Schleier erkennbar ist. Noch einmal saust es flatternd herauf aus unheimlicher Düsterkeit, die Wolken verstieben, bisweilen taucht ein einsames Haupt aus dem Dunst wie ein gewaltiger Riese, das Tal wird breiter, Sterzing ist da, die wehrhafte Franzensfeste, dann Brixen, das heute Bressanone heißt. Verlorenes Land, wir grüßen dich! Wie wundervoll die alten Südtiroler Dörfer mit ihren spitzen, schlanken Kirchtürmen sich von oben darbieten, die blanken Schienenstränge parallel der alten Paßstraße, die gottgesegnete Blütenwelt des Eisacktales, da, wo es sich mit der behäbiger fließenden Etsch vereinigt. Der Schlern hebt zur Linken seine Spitze aus der Wolkenbank, ein kurzer Blick ist uns auf Laurins sagenhaften Rosengarten vergönnt, dann leuchtet in blendend-weißen Buchstaben auf weitem Feld das Wort: „Bolzano". Wir sind am Ziel. Der Traum ist zu Ende. Italienische Laute klingen ans Ohr, der Zöllner kommt, um Paß und Kofferinhalt zu prüfen, dann geht es im Kraftwagen in Begleitung von zwei Karabinieri nach Bozen hinein, das sechs Kilometer entfernt liegt.

Die Junkersmaschine aber, die treue, entschwindet im langsam fallenden Regen, um nach kurzer Landung in Trient in Mailand die Reise zu beenden.

Ein Schrei in der Nacht.

Skizze von Wolfgang Federau.

Gegen halb drei Uhr des Morgens kamen sie von dem Ball bei dem spanischen Botschafter heim. Violet hatte sich glänzend amüsiert und war heiterster Laune.

Zu Hause erklärte Violet plötzlich, sie wolle noch baden und duschen — das würde sie frisch machen.

Berti, der die fanatische Vorliebe seiner Frau für das Wasser kannte, lächelte nachsichtig und küßte sie zärtlich und ein bißchen müde.

Einige Sekunden nach drei Uhr — der Schlag der großen, altertümlichen Standuhr war eben verhallt — hörte Berti, der ziemlich interesselos in einigen neuen Broschüren blätterte, einen grellen, durchdringenden, furchtbaren Schrei. Einen Schrei, so entsetzlich, so verzweifelt, wie ihn eigentlich nur Menschen in größter Todesgefahr ausstoßen. Das Buch entfiel Bertis Händen, sein Gesicht war weiß wie Kalk.

Im nächsten Augenblick stand er im Treppenhaus, hämmerte verzweifelt mit beiden Händen gegen die verschlossene Tür des Badezimmers. „Violet!" schrie er und immer wieder „Violet!"

Drinnen plätscherte das Wasser — der ganze Auftritt dauerte nur den knappen Bruchteil einer Minute —, dann öffnete Violet die Tür. Sie hatte den Mantel nachlässig über die schönen, weißen Schultern geworfen.

„Um Himmels willen", fragte sie, Berti mit erstaunten Augen musternd. „Was ist denn los? Ist Dir nicht gut?" Sie war ganz ruhig, es sei denn, daß ihr Gesicht ein wenig Bertis